

› Der aus Zwittau stammende Kapuzinerpater Clemens Habiger setzt sich für Bedürftige und Notleidende ein

„Als Mensch unter Menschen leben“

In Regensburg, seinem Wirkungsort seit 1970, ist er in vielfacher Hinsicht bekannt: durch sein Auto, einen Renault R4 Baujahr 1978, durch sein Leben außerhalb der Klostermauern und vor allem durch sein Engagement für Bedürftige und Notleidende – christliche Nächstenliebe ohne Kompromisse. Doch für Kapuzinerpater Clemens Habiger bedeuten auch sein Geburtsort, das märische Zwittau im Schöngstgau, sowie die Diözese Olmütz sehr viel. „Zwittau und Assisi möchte ich noch einmal besuchen“, gibt der sich im 82. Lebensjahr befindende Pater als Ziel aus.

Aus Zwittau stammte bekanntlich auch Oskar Schindler und aus der Nähe von Zwittau der am 24. September 2016 in Würzburg seliggesprochene Pater der Marianhiller Missionare, Engelmann Unzeitig (1911 – 1945). Am 23. Februar 1942 kam Pater Habiger in Zwittau – „einer deutschen Stadt“, wie er betont – zur Welt. Er merkt auch an, daß seine Mutter in der Schule Tschechisch gelernt hat. Sechs Monate später, im August, ist sein Vater im Kriegseinsatz gefallen. Der Vater arbeitete als Maschinenmeister im Schlachthaus in Zwittau, die Mutter konnte nach dem Tod des Vaters die Wohnung im Schlachthaus mit den drei Buben behalten. Die Vertreibung erfolgte zu Jahresbeginn 1946, Pater Clemens war damals knapp vier Jahre alt.

„Es war ein sehr kalter Januar. Die Mutter hat nicht viel mitnehmen können. Es hieß ‚Raus aus der Wohnung!‘ Die Mutter hat irgendwelche Sachen zusammengepackt – die Papiere, die gefehlt haben. Einfach weg, in den Zug hinein. Es war ein Viehtransport in einem Güterzug. Es gab keine Heizung. Die Männer haben Ziegelsteine aufeinander geschichtet und Feuer gemacht. Da es ein Viehwagen war, gab es keine Fenster, nur oben die Lüftungslöcher. Deshalb sind alle nach oben geklettert, um frische Luft zu bekommen.“

An dieses prägende Geschehen kann sich Pater Habiger bis heute erinnern, ebenso an die Episode kurz darauf. Irgendwo hat der Zug gehalten, die Mutter verließ den Zug, um etwas zum Essen zu organisieren. Als er merkte, daß der Zug ohne sie weiterfahren sollte, weinte er so heftig, daß dies unterblieb.

Endstation war das etwa 500 Kilometer von Zwittau entfernte Eichstätt, das als Ziel auch beabsichtigt war. Da Habigers Verwandte alle in dem Zug waren, gelangten auch alle in die oberbayerische Kreisstadt. Unterkunft für die Vertriebenen war zunächst eine Art Feldlager in einer Turnhalle. „Wir waren angenommen in Eichstätt. Es war für Eichstätt auch ein Gewinn“, blickt Pater Habiger zurück. Denn damals – 1946/47 – verdienen die meisten verbliebenen Männer, viele waren ja gefallen oder noch in Kriegsgefangenschaft, ihren Lebensunterhalt im Steinbruch. Und die Neuankommlinge hatten Berufe. „Meine Mutter war Schneiderin, meine Tante Friseurin. Das war eine Bereicherung für die Stadt Eichstätt. Es war ein problemloses Zusammenleben mit den Einheimischen, schon im Kindergarten“, schaut der Kapuziner-Pater auf diese Zeit zurück.

In der Familie wurde der Zwittauer Dialekt – eine Mischung aus Fränkisch und Wienerisch – gesprochen, mit anderen redete man Bairisch. Übrigens hatte er einen prominenten Firmpaten: Hans Schütz, Mitbegründer der Ackermann-Gemeinde, war ein Freund seines Vaters und übernahm gerne diese Auf-

gabe. So ergaben sich bald auch Kontakte zur Ackermann-Gemeinde und weiteren sudetendeutschen Gruppen und die Teilnahme an Wanderungen, Ausflügen und sonstigen Veranstaltungen. „Von meiner Mutter ist nie ein Vorwurf gegen die Tschechen gekommen. Sie wollte aber auch nicht mehr zurück“, gibt er die Gedanken der Mutter wieder. Mit ihr ging er als Kind und Jugendlicher jeden Sonntag zur Frauenbergkapelle hin- aus, wo er auch die Orgel gespielt hat – ein wichtiger Punkt für die religiöse Sozialisation.

In Eichstätt besuchte der Pater die Grundschule, dann das Gymnasium (heute Gabriell-Gymnasium), wo auch seine musikalischen Talente gefördert wurden. Er erlernte Klavier, Blockflöte und Geige, viele weitere Instrumente kamen später noch dazu. Natürlich war er auch Meßdiener, aber auch hier in einer ganz besonderen Funktion, nämlich als „Domkapitel-Ministrant“. In jenen Jahren lernte er auch die Kapuziner und die von ihnen angebotene Jugendarbeit kennen. Es folgte der Entschluß, 1962 dem damals noch in Eichstätt ansässigen Konvent der Kapuziner (Auflösung 2009) beizutreten. Seine ursprünglichen Berufswünsche als Bub – Lokomotivführer (Begeisterung für Dampflok) oder Zuckerbäcker (Konditor) – waren damit passé. In Eichstätt stand nun vielmehr das Studium an der Philosophisch-Theologischen Hochschule im Vordergrund. „500 Kapuziner gab es damals alleine in Bayern, heute sind es etwa 130 in ganz Deutschland“, gibt der Pater zu bedenken. Nach der Priesterweihe 1968 in Eichstätt war der neue Kapuziner-Pater zunächst in Alltötting und – als Kaplan – in München tätig, ehe er nach Regensburg kam. Hier hatten die Kapuziner im Stadtwesten im Kloster St. Fidelis ihr Domizil.

Für Pater Clemens bedeutete die neue Wirkungsstätte ein erneutes, weiteres Studium: zum einen im Musikbereich, zum anderen in der Schulpädagogik. Denn er sollte als Volksschullehrer tätig werden, was er dann auch in der Regensburger Konradsiedlung sowie in Pressath in der nördlichen Oberpfalz einige Zeit machte und dabei fast alle Klassen in nahezu allen Fächern unterrichtete. Doch nach der Zweiten Staatsprüfung zum Lehramt wurde er mit einer neuen Aufgabe betraut. In Regensburg wurde die Stelle eines Stadtjugendseelsorgers geschaffen, die Pater Clemens übertrug wurde. Hier lernte er die Vielschichtigkeit von Jugendarbeit kennen, aber auch die Brennpunkte und besonders die sich daraus ergebenden Aktivitäten. Deutlich wurde ihm dabei immer mehr, daß einige Tätigkeiten – vor allem im sozialen Bereich – nur schwer unter den Vorgaben der Ordensregeln zu leisten sind. Es kam zu ersten Reibereien mit den Ordensbrüder, nach sechs Jahren beendete er die Stadtjugendseelsorge, doch die Grundlagen für den Einsatz für Bedürftige und Notleidende waren gelegt.

„Ich muß rausgehen, unter den Leuten sein!“ Diese Prämisse verfestigte sich immer mehr, auch durch Begegnungen und Kontakte in der Bahnhofsmision sowie in einem Übergangwohnheim für Männer, unter denen auch ehemalige Strafgefangene waren. Hier leistete Pater Clemens zunächst einmal pro Woche Nachtdienst. Dies verstärkte seinen Willen, aus dem Kloster auszuziehen und eine eigene Wohnung zu beziehen – was jedoch kirchenrechtlich eigentlich nicht vorgesehen war. Drei Jahre lang dauerte das Hin und Her, bis der Orden schließlich einlenkte: Pater Habiger konnte in



Pater Clemens Habiger bei seiner Ansprache im Rahmen der Nepomukfeier der Ackermann-Gemeinde im Bistum Regensburg in der Wallfahrtskirche Mariaort. Fotos: Markus Bauer

eine eigene Wohnung ziehen, gehört aber weiterhin zu den Kapuzinern. Vom Ordinarat gab es zunächst kein Geld, erst sehr viel später überwie die Diözese für seine Tätigkeit eine Summe an den Orden, die Höhe kennt er bis heute nicht. Natürlich tragen auch Spenden dazu bei, daß er so wirken kann, wie es für ihn richtig hält.

Mit Geigenunterricht daheim sowie am Albrecht-Altendorfer-Gymnasium, in dessen Nähe seine Wohnung war, verdiente er das Geld für die Miete, den Lebensunterhalt und für seine Tätigkeit. Folgende Aspekte kristallisierten sich heraus: Begleitung von Junkies, um von der Drogensucht wegzukommen; Besorgung von Wohnungen für Obdachlose; Hilfen beim Erlernen von Berufen. Für den Kapuziner-Pater ist dabei auch wichtig, daß diese Personen zum Essen oder Übernachten zu ihm in die Wohnung kommen können, zumal es sich oft um eine persönliche Betreuung über einen längeren Zeitraum handelt.

Die Begegnungen mit den Männern im Übergangwohnheim führten zur ehrenamtlichen Betreuung von Gefängnisinsassen und schließlich dazu, daß Pater Clemens 25 Jahre die Aufgabe des Gefängnisseelsorgers in Regensburg ausübte und bis heute Inhaftierte betreut. „Noch heute bedanken sich viele für die Seelsorge, konkret für die Gottesdienste und die Predigten“, schildert der Geistliche. Denn er hat zuzusagen seinen eigenen Ritus: die alte Gitarre ist fast immer dabei, er greift die Situation der Leute auf, seine Predigten sind existenziell, leidenschaftlich und lebens-

nah, und er läßt auch zu, daß über seine Predigt diskutiert wird. Ob die Gottesdienste im Gefängnis – getrennt nach Männern und Frauen – oder die Christmette für Obdachlose, die Kirchen und Räume sind immer gut besetzt, wenn Pater Habiger zelebriert. „Die Leute kennen mich, und ich kenne die Leute“, bringt er die einfach zu verstehende Philosophie seines Wirkens auf den Punkt. Daß andererseits sein Begriff der Nächstenliebe kompromißlos und umfassend ist, führt dazu, daß ihm sein Tun manchmal alles abfordert. Aber trotzdem lautet sein Fazit: „Der Schritt in die ‚Selbständigkeit‘ war der richtige Schritt.“

Natürlich steht er auch für die herkömmlichen pastoralen Aufgaben – Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen – als Seelsorger zur Verfügung. Und – wie bei der letztjährigen Nepomukfeier in Mariaort – für die Ackermann-Gemeinde im Bistum Regensburg. Denn damit schließt sich quasi der (Lebens-)Kreis.

Auf dem Computer zoomt er gerne via Google-Maps auf Svitavy (der deutsche Name „Zwittau“ ist dort nicht präsent) und macht sich auf die Suche nach seinem Geburtsort. „Das ist mein Geburtsort, da bin ich geboren. Da kommt das Gefühl auf, daheim zu sein“, erklärt er tief bewegt. Zwar war er bereits ein paar Mal in Zwittau, aber er wünscht sich, „nochmals dort am Marktplatz zu stehen. Ich bin stolz, Zwittauer zu sein. Ich fühle mich als Bewohner von Zwittau“, bekennt er. Ebenso möchte er nochmals nach Assisi, denn dem Heiligen Franziskus fühlt er sich – auch mit seinem Wirken – eng verbunden, nicht nur weil die Kapuziner dessen Regeln übernommen haben. Und als Seelsorger hat er – besonders auch für Vertriebene und Flüchtlinge – einen Rat parat: „Wer bei sich daheim ist, ist überall daheim!“ Mit anderen Worten: Wenn man sich gegenseitig annimmt, dann klappt das Miteinander.

Häufig schreibt Pater Habiger außerdem Kolumnen für das Regensburger Sozialmagazin *Donastrudl*. Für sein langjähriges demokratisch-couragiertes Wirken erhielt er im Jahr 2017 von Pax Christi die Auszeichnung „Einspruch wagen! Preis für Zivilcourage“. Sein Lebensmotto „Als Mensch unter Menschen leben“ wurde damit eindrucksvoll gewürdigt. **Markus Bauer**

› Mut tut gut

Fern und doch nahe

Von Matthias Claudius stammt der Vers: „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen.“ Dem entsprechend nützte ich meine Kolumne, um über eine Reise zu berichten, die ich Ende Januar unternahm. Sie führte mich nach Indien in den Bundesstaat Kerala, um die dortigen Angehörigen unserer Ordensgemeinschaft zu besuchen. Seit mehr als 20 Jahren pflegen wir Redemptoristen in Österreich und Süddeutschland gute Kontakte nach Indien. Derzeit arbeiten sechs indische Mitbrüder bei uns als Pfarreseelsorger. Weitere drei bereiten sich auf einen Einsatz bei uns vor. Deshalb wollte ich ihr Herkunftsumfeld kennenlernen.

Dies war mein erster Besuch in Indien. An sich bin ich nicht der Typ für Fernreisen. Für mein persönliches Glück genügen mir Reisen in Europa. Die sechs Tage in Kerala haben mich aber dennoch ungemein bereichert. Ich erlebte eine dynamische und vitale Ordensprovinz mit vielen jungen und talentierten Mitbrüder aus nächster Nähe. Das schenkte mir Hoffnung und positive Impulse. Als Redemptoristen sind wir Angehörige einer internationalen Ordensgemeinschaft mit weltweit 4500 Mitgliedern. Eine Verarmung wäre, wenn uns nur der eigene kulturelle und kirchliche Kontext interessieren würde.



Zur Ordensprovinz Kerala gehören 87 Brüder, die im Schnitt 37 Jahre alt sind. Unsere Ordensprovinz Wien-München hat 67 Angehörige, der Altersdurchschnitt beträgt 72 Jahre. Ich bin aber nicht neidisch, denn wir gehören alle zusammen. Außerdem lernte ich tiefer verstehen, wie sehr unsere indischen Mitbrüder auch auf die Hilfe aus Österreich und Deutschland angewiesen sind. Viele seelsorgliche Projekte, aber auch die Ausbildung der jungen Ordensmitglieder vor ihren Gelübden und der Priesterweihe wären ohne finanzielle Unterstützung aus unseren Ländern kaum möglich. Ich sehe es deshalb als eine besondere Verantwortung an, daß wir diese Unterstützung weiter pflegen. Umgekehrt sagte mir mein indischer Provinzialkollege seine persönliche Hilfe für die nächsten Jahre zu.

Bei meinen Besuchen in mehreren Ordensniederlassungen, darunter in allen Ausbildungshäusern, wurde mir eine enorme Gastfreundschaft entgegengebracht, die ein Kennzeichen indischer Kultur ist. Das bemerkte ich auch bei meinen Besuchen in den Familien einiger Mitbrüder. Die Herzlichkeit meiner Gastgeber hoben die kulturelle Distanz sofort auf. Eindrucksvoll fand ich außerdem die Teilnahme an einem Gottesdienst im syro-malabarischen Ritus, eine der ältesten Liturgie-Traditionen des Christentums. Die Bunttheit der Symbole, die Lebendigkeit des Gesangs und die innere Konzentration der Teilnehmer auf das Wesentliche der Feier ließen mich eine große Gemeinschaft im Glauben erfahren.

Dies wird wohl nicht meine letzte Begegnung mit Indien gewesen sein. Um unsere gegenseitige Solidarität zu pflegen, braucht es die unmittelbare Begegnung und den direkten Austausch. Ein Land, das mir zunächst sehr fern und fremd erschien, ist mir in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes sehr nahe gekommen. Weder als Menschen und schon gar nicht als Christen sind wir einander fremd.

Dr. Martin Leitgeb CSSR
Provinzial der Redemptoristen
Wien-München



Pater Clemens Habiger mit MdL Tobias Gotthardt, inzwischen Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium für Wirtschaft.



Pater Clemens Habiger mit den Teilnehmern an der Nepomuk-Statue nahe der Mündung der Naab in die Donau bei Mariaort.